

Wege und Modelle des Religionsdialogs

Prof. Dr. Bekir Karlığa

Der Mensch teilt die existierenden natürlichen Wesen in die „eigenen“ und außerhalb dieses eigenen Kreises stehende ein. So wie die eigene Existenz, ist auch die Existenz des Anderen natürlich und wirklich. Das kann man nicht verneinen und ableugnen. Wichtig ist, sich selbst zu erkennen, und verbunden mit diesem Anderssein, auch die Existenz des Anderen wahrzunehmen, zu verstehen und zu akzeptieren.

Bei der Definition des Anderen geht man von der eigenen Erkenntnis und der eigenen Definition aus. Das Andere ist immer vorhanden, wenn ich es meinen Eigenschaften gemäß definiere, dann weise ich ihm den Platz des Anderen zu. Aber wenn ich es so definiere, beschreibe, verstehe und akzeptiere, wie sich das Andere selbst definiert, dann erübrigt sich nicht nur die Notwendigkeit, mich selbst darzustellen, sondern auch das Andere benötigt keine Definition mehr.

Das Andere existiert außerhalb von mir stehend schon immer und wird auch weiter bestehen. So wie ich dem Anderen immer seinen Platz durch eine Eigendefinition beilegen kann, kann ich auch von einem anderen Punkt ausgehend mich selbst in das Andere versetzen. Beide Verhaltensweisen sind negativ behaftet und unnötig. Das Wichtige hier ist, dass ich mein eigenes Selbst bleibe, und dass das Andere in seiner Position verharrt. In einer solchen Einheit ist der Unterschied ein Ausdruck eben dieser Einheit, aber auch der Vielheit. Das islamische Gedankengut sieht die Einheit in der Vielfalt vor, d.h., indem ich mein eigenes Selbst bleibe, akzeptiere ich das Andere.

Der Islam hat vom ersten Tage an das Zusammenleben von Menschen verschiedener Kulturen, allen voran Juden und Christen, als seine Grundregel angenommen. Noch als die Muslime in Mekka nur eine kleine Minderheit darstellten, hat der Prophet an den König von Äthiopien Boten geschickt und eine freundschaftliche Beziehung mit ihm begonnen. Bei seiner Auswanderung nach Medina hat er hier eine grössere jüdische Kolonie und eine kleinere christliche Gemeinschaft vorgefunden; die Regeln für das Zusammenleben mit ihnen hat er in einer Art verfassungsrechtlichem Vertrag niedergelegt. Später hat er mit den in der Umgebung lebenden christlichen Gemeinschaften, besonders mit den Monophysiten, Kontakt aufgenommen. Für die eisigen Beziehungen zu Byzanz waren besonders die Idolanbeter des Stammes Quraish durch ihre aufstachelnden Handlungen verantwortlich. Die sich zuerst hart bekämpfenden Angehörigen dieser beiden Zivilisationen hatten eine gewisse Zeit später die Möglichkeit, sich selbst näher kennen zu lernen und entdeckten so die Geheimnisse des Zusammenlebens.

Schon der Prophet sagte, dass „diejenigen, welche den Juden oder Christen ein Unrecht antun, nicht ins Paradies eingehen werden“ (Darimi, es-Sünen, Kitabu`s-Siyer, 16). Desgleichen werden „die, die den Juden und Christen ein Unrecht antun, am Jüngsten Tag auf sich selbst gestellt sein“ (Ibn Hisham, es-Sünen,

Kitabu`r-Ruhun, 4). Noch auf seinem Totenbett hat der Prophet befohlen, dass die nicht-muslimischen Untertanen gut zu behandeln seien (Muhammed Hamidullah, Islamisches Verfassungsrecht, 175; Istanbul 1995).

Der Prophet hat verboten, im Kriegsfall Grünflächen und Wälder anzuzünden und der Umgebung zu schaden; desgleichen befahl er, Tempel und Bauten nicht zu zerstören, Frauen, Kinder, Alte, Blinde und Religionsgelehrte nicht zu töten. Islamische Gelehrte, die ihm auf seinem Weg nachfolgten, haben befohlen, dass von den in muslimischen Ländern von Christen und Juden erhobenen Kopfsteuern keine Ausgaben für die Muslime getätigt werden dürften, aber im Gegensatz dazu die von den Muslimen erhobenen Steuern auch die Nichtmuslime, um ihren Unterhalt zu gewährleisten, profitieren konnten (Ibn-Rushd, Bidayütü'l-Müctehid, I, 384, Kairo 1960).

Die Muslime müssen in ihren Beziehungen zu den Nichtmuslimen jederzeit die vom Propheten Muhammed zugrunde gelegten Prinzipien beachten und haben dies auch getan. Aus diesem Grunde haben sie die in den von ihnen eroberten Gebieten lebenden Nichtmuslime und Angehörige anderer Kulturen, darunter besonders die zu den Leuten des Buches zählenden Juden und Christen, mögen sie nun in den betreffenden Gebieten schon länger ansässig oder erst neu zugewandert sein, gut behandelt. Keine Anstrengungen wurden aufgewendet, um diese in Fragen der Religion zu assimilieren; im Gegenteil tat man alles, damit die Nichtmuslime ihre eigene Identität schützen und bewahren konnten.

Aufgrund des im Koran deutlich ausgesprochenen Gebotes „es gibt keinen Zwang in der Religion“ (el-Bakara, 256) wurde niemand gezwungen, den islamischen Glauben anzunehmen. So hat auch der Kalif Ömer bei seiner Einsetzung des Gouverneurs von Basra, Ebu Musa al-Eshariye, in seinem Buch der Anordnungen befohlen, dass ganz gleich, wer als Angeklagter vor Gericht komme, ob Christ oder Jude, alle Angeklagten gleich zu behandeln seien, im Gerichtssaal die gleichen Plätze einzunehmen hätten und von den Richtern in gleicher Weise anzusehen seien: „So soll niemand, der noch reicher ist als jene, sich dazu verleitet fühlen, eine Ungerechtigkeit begehen zu können, und die Schwachen sollen nicht glauben, dass sie eine Ungerechtigkeit über sich ergehen lassen müssen“ (Imam Serahsi, el-Mebsut, XVI, 61, Kairo, o. J.).

Aus der Sicht des islamischen Rechtes sind den muslimischen Untertanen wohl einige Prioritäten zuerkannt worden. Aber in der Frage allgemeiner Rechte und Freiheiten wurde sehr darauf geachtet, keine Unterschiede herbeizuführen. Ein typisches Beispiel hierfür ist der türkischstämmige berühmte Rechtsgelehrte Ebubekir es-Serahsi, (gest. 1090), einer der größten Kenner des islamischen Rechts in der islamischen Welt, der ein 30-bändiges Werk mit dem Titel „el-Mebsut“ verfasst hat. Diesem Werk zufolge hat der Imam Ebu Yusuf, der nach Abu Hanifa der größte und gelehrteste Imam der hanafitischen Rechtsschule war und z. Zt. der Abbasiden das Amt des Oberrichters bekleidete, noch auf seinem Totenbett seinen lebenslangen Kummer über eine Maßnahme verkündet, die er im Zuge seines Richterdaseins verordnet hat, und bat um Gnade vor Gott. Dieser Vorfall war folgender: „Ein christlicher Untertan zeigte den Kalifen an.

Beide lud ich vor das Gericht, aber dem Kalifen wies ich einen Platz in meiner Nähe an. Der christliche Untertan saß hinter dem Kalifen in einer Ecke des Saales. Zwischen beiden habe ich keine Gleichheit herstellen können. Darüber bin ich sehr betrübt und ich bitte Gott um Vergebung dafür“ (Imam Serahsi, el-Mebhut, XVI, 61, Kairo, o. J.).

Diese Empfindsamkeit, die der Imam Ebu Yusuf den Anhängern anderer Religionen gegenüber an den Tag legte, wurde von den Muslimen, wenn auch in unterschiedlichem Maße, zu allen Zeiten, als sie die Macht in einem bestimmten Gebiet innehatten, immer – außer in besonderen Notsituationen – als Grundregel befolgt.

Sultan Mehmet II, der ebenfalls diese Herangehensweise verfolgte, hat bei der Eroberung Istanbuls die Bewohner der Stadt nicht gezwungen, ihre Religion zu verlassen und zum Islam überzutreten. Gennaios Skolarios wurde von ihm als Patriarch von Istanbul eingesetzt und war somit der religiöse Führer aller in Istanbul und in den Grenzen des Reiches lebenden orthodoxen Christen. Wie schon zur christlich-byzantinischen Zeit, waren auch unter seiner Herrschaft die Führer der verschiedenen Religionsgemeinschaften für Ausbildung, Recht und religiöse Angelegenheiten ihrer eigenen Gruppierungen zuständig und konnten darüber hinaus ihren jeweiligen geistlichen Führer selbst bestimmen.

Z. Zt. der Abbasiden, die selbst in ständige Kämpfe mit Byzanz verwickelt waren, haben mit den Muslimen eng und freundschaftlich zusammenarbeitende Christen für eine Übertragung der antiken Kulturen in das Gebilde des Islam gesorgt und somit zum Emporkommen der neu entstehenden islamischen Zivilisation beigetragen.

Mit der Eroberung Anatoliens durch die Türken verstärkten sich die zwischen Christen und Muslimen geführten Auseinandersetzungen; später trat aber an die Stelle dieser Auseinandersetzungen eine gegenseitige Zusammenarbeit und Partnerschaft. Dieser Umstand schaffte für die Anhänger beider Zivilisationen eine Atmosphäre unvergleichlichen Friedens, der Toleranz und des gemeinsamen Zusammenlebens. Besonders in den Gebieten, die durch das Osmanische Reich beherrscht wurden, haben Armenier, Assyrer, Griechen, Serben, Äthiopier, Kopten, Jakobiten, Bogomviller, Bulgaren, Rumänen Ungarn und Georgier lehrreiche Beispiele für ein fruchtbares Zusammenleben gegeben. Die osmanischen Sultane haben sich selbst als „Herrscher der Muslime und der Christen, Anatoliens und der gesamten orthodoxen Welt“ angesehen. Auf diese Weise haben sie es geschafft, einen als „Osmanischen Frieden“ bekannten Friedensprozess in Gang zu setzen, der viele Jahrhunderte überdauerte.

Dialog bedeutet nicht Unterwerfung oder bedingungslose Akzeptanz, sondern drückt die Möglichkeit für zwei oder mehr Personen oder Gruppen aus, in einen gegenseitigen Austausch von Ansichten zu treten. Als Resultat dieses gegenseitigen Ansichten- und Interessenaustausches ergibt sich ein Zusammenschluss in gemeinsamen Punkten, es kann aber auch zum Entstehen einer unterschiedlichen Sichtweise beitragen. Beide Umstände sind jedoch von Nutzen. Das Hauptziel des Dialoges ist es, seinen Gegner zu kennen, definieren

zu können, zu verstehen und zu akzeptieren. Das Aufzwingen der eigenen Ansicht bedeutet keine Sicherung einer überlegenen Position. Der Versuch, andere zu seinem eigenen Glauben zu zwingen oder sie durch die Sicherung von bestimmten Interessen dazu zu bringen (Proselytismus), steht nicht nur den Menschenrechten, sondern auch der Glaubens- und Überzeugungsfreiheit diametral entgegen.

Der Islam ist in dieser Hinsicht jederzeit zu einem Dialog bereit, so wie auch die Muslime im Laufe ihrer Geschichte niemals davor zurückschreckten, mit Vertretern anderer Religionen das Gespräch zu suchen und zu diskutieren. Vielleicht haben die ungünstigen Umstände, in denen sich die Muslime heute befinden, dazu beigetragen, sie von einer Diskussion mit Vertretern anderer Religionen hinsichtlich bestimmter Themen abzuhalten, aber im Prinzip gibt es keinen Grund für die Muslime, sich vor einem Dialog zu fürchten und ihn zu vermeiden.

Es sind viele Elemente vorhanden, die zur Schaffung einer untrennbaren Einheit zwischen diesen beiden Welten, der christlichen und der muslimischen, beitragen könnten, nicht zuletzt die aus einer gemeinsamen Quelle entspringenden geistigen Werte der abrahamitischen Tradition. Aber sowohl von Seiten der Muslime als auch von Seiten der Christen werden diese gemeinsamen Werte heute verdrängt, wobei stets die Unterschiede und Gegensätze im Vordergrund stehen. Zivilisationen werden aber nicht auf Gegensätzen und Negativismen errichtet, sondern auf gemeinsam verinnerlichten, positiven Werten.

In den Zeiten, in denen sich diese beiden Welten, die christliche als auch die muslimische, zu einer Zusammenarbeit und der Schaffung eines friedlichen und toleranten Umfeldes entschlossen, haben sie gewaltige Beiträge zur Entwicklung der universellen Zivilisation geleistet. Beispiele für dieses friedvolle Zusammenleben und die gemeinsame Schaffung von universellen Werten können wir in großer Zahl z. Zt. der Abbasiden im Irak und in Syrien, in Spanien und Südfrankreich z. Zt. der spanischen Omayyaden, der muslimischen Aghlabiten oder der christlichen Normannen oder sogar in der Zeit der Herrschaft des Hauses Hohenstaufen (besonders Friedrich II) in Sizilien wahrnehmen; schließlich ist in der osmanischen Herrschaftsperiode (besonders bei Sultan Süleyman dem Prächtigen) eine solche friedliche und von Toleranz geprägte Lebensweise in ganz Westasien, Nordafrika und auf dem Balkan verbreitet.

Heutzutage wäre es von großem Nutzen, ein solches Verständnis von neuem zu beleben; dies würde nicht nur den beiden Seiten, sondern auch der gesamten Menschheit dienlich sein. Aus diesem Grunde bedürfen wir jetzt mehr denn je der Form eines offenen Dialoges.